



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung) : Wieder auf der Walze

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)

Wieder auf der Walze



Über Strehla wanderte ich nach Dschaz und stieß dort die Krauterer. Als mich einer nach meinen Papieren fragte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich diese in Strehla hatte liegen lassen, erklärte aber gleich, daß ich zurückgehn und sie holen würde. Ich machte den zweifündigen Weg noch einmal, fand die Papiere auch noch vor und kehrte nach Dschaz zurück, wo ich sie dem Meister zeigte, der mir ein Geldgeschenk gab. Über Wurzen, Brandis und Taucha wanderte ich weiter nach Leipzig, blieb dort eine Nacht in der Bäckerherberge, die damals in der Windmühlenstraße war, und gelangte über Halle und Köthen nach Braunschweig. Da ich unterwegs wieder deutsche Reichskäfer aufgelesen hatte, talste ich bei einem Apotheker Insektenpulver und machte davon so reichlichen Gebrauch, daß ich ohne die lästige Einquartierung in die Herberge zur Heimat einrückte. In Braunschweig erhielt ich das sogenannte „Stadtgeschenk“ im Betrage von zwanzig oder dreißig Pfennigen, das dort wie noch in verschiednen andern Städten von Vereinen aufgebracht und an wandernde Handwerksgefallen, deren Papiere in Ordnung sind, gegeben wird. Dort bekam ich auch Arbeit zugewiesen, und zwar eine solche, die mit meinem Metier nicht viel zu tun hatte; ich mußte in einer Ziegelei, die eine Stunde von Braunschweig entfernt lag, die Lehmmaßen herbeischaffen und die geformten Ziegel zu dem Ringofen fahren. Die Ziegelei beschäftigte mehr als hundert Personen, die in einer Art Kaserne auf sehr primitiven Betten schliefen. Die Arbeit war sehr schwer, Lohn und Kost waren mäßig, ich hätte es trotzdem aber länger als vierzehn Tage ausgehalten, wenn mich nicht die Anzahl von Flöhen vertrieben hätte. Ich schnürte also wieder mein Bündel und wanderte nach Hannover, wo ich einige Tage in einer Getreidehandlung arbeitete und Maisfäcke im Gewicht von drei Zentnern zu tragen hatte. Dann ging ich nach Lüneburg und schickte mich an, die Lüneburger Heide zu durchwandern. Bei der ersten Tageswanderung traf ich im ganzen nur drei Häuser und erhielt in jedem eine Schüssel dicker Milch. Da ich keine Aussicht hatte, an diesem Abend ein Nachtquartier zu finden, sah ich mich genötigt, das erstemal in meinem Leben „eine Platte zu reißen,“ d. h. bei Mutter Grün zu schlafen. Zum Glück war die Witterung, obwohl wir schon Oktober hatten, noch leidlich mild und trocken. Ich bettete mich unter einem Busch in den knietiefen Sand, benutzte den Berliner als Kopflissen und meinen Rock als Bettdecke. Als den größten Vorzug dieses Lagers kann ich anführen, daß es frei von Flöhen und deutschen Reichskäfern war. Anderntags wanderte ich weiter nach Ülzen und von dort nach dem als sehr heiß bekannten Harburg. Der Busch fleggte mich denn auch schon, als ich gerade den dritten Krauterer stieß, mußte mich aber meiner Wege gehn lassen, da ich ja die Berechtigung hatte, um Arbeit vorzusprechen. Diese erhielt ich nun zwar nicht, wohl aber reichlich Geschenke, die mich in die Lage setzten, zu Schiff nach Hamburg zu fahren.

Auf Hamburg hatte ich mich schon lange gefreut, getreu der alten Handwerksburschenregel: „In Dresden und Leipzig bin ich gewesen, nach Hamburg steht mir

mein Sinn.“ Die Fahrt mit dem Schiff dauerte nicht länger als eine halbe Stunde und bot reichlich Gelegenheit, das belebte Bild der Städte Altona und Hamburg sowie die großartigen Hafenanlagen der alten Hansestadt zu betrachten, die sich dem Blicke des Reisenden darbieten, wenn das Schiff um den Steinwerder herumgefahren ist. Nachdem das Schiff bei St. Pauli angelegt hatte, ging ich an Land und fragte nach der Bäckerherberge, die ganz in der Nähe, in der Windmühlenstraße war. Dort fand ich viele Berufsgenossen. Außer etwa dreihundert Gefellen, die schon in Hamburg gearbeitet hatten, waren auf der Herberge noch ungefähr sechzig Zugereiste. Infolgedessen hatte es mit dem Übernachten seine Schwierigkeit; wir mußten zu dreien in einem Bett schlafen. Um halb neun am andern Morgen fand in der Fremdenstube das gemeinsame Frühstück statt, an dem jeder teilzunehmen mußte, und wobei der Altgeselle, nachdem er vorher dreimal mit dem Zunftholz, einem mit Schnitzereien verzierten Knüttel, auf den Tisch geschlagen hatte, eine Ansprache hielt, worin er alles, was sich am letzten Tage in der Herberge zugegetragen hatte, besprach, auch verlorne und gesunde Gegenstände meldete. Dabei wurde bekannt gemacht, daß jeder Zugereiste fünfzig Pfennige zu bezahlen habe, wofür er während der Dauer seiner Anwesenheit auf der Herberge eine „Lütje Lage“ (Schnaps und Bier) bekam. Nach dem Frühstück legitimierte ich mich durch Vorzeigung meines Germaniabuchs, da in Hamburg nur die Inhaber eines solchen das sogenannte Meistergeschenk erhalten. Da nun jeden Tag nur drei Gefellen zum Umschaun gehn dürfen, wobei sie ein besondrer Führer, der von der Herberge angestellt ist, begleitet, so hatte ich die nicht gerade angenehme Aussicht, acht bis zehn Tage auf der Herberge zu bleiben, bis die Reihe des Umschauns an mich kam. Da ich keinen Überfluß an Kiez hatte, ging ich aber auf eigne Faust talfen und brachte so viel zusammen, daß ich während meines ganzen Aufenthalts nur zwei Mark Schulden machte. Endlich kam der Tag, wo ich mit zwei Kollegen und dem Führer meine Wanderung durch Hamburg antrat. Jeder wurde mit einem großen grünen Sack ausgerüstet, den die Meister nach und nach mit Semmeln und mit „Rundstücken“ (besondre Sorte von Hamburger Gebäck) füllten. Für die Semmeln, die wir natürlich nicht alle verzehren konnten, hatte der Führer seine festen Abnehmer, die sie uns abkauften. Als wir den Erlös teilten, kam auf jeden der Betrag von zwei Mark siebzig Pfennig; wir waren vom Morgen acht bis Nachmittag drei Uhr unterwegs gewesen.

Auf der Penne ging es sehr lustig zu, wir verkürzten uns die Zeit mit den alten derben Späßen und Gesellschaftsspielen, die bei den Kunden in Schwang sind.

Von Hamburg wanderte ich in Gesellschaft eines andern Kunden nach Bergedorf, wo ich zwei Tage auf der Herberge blieb. Es logierten gerade Zigeuner dort, unter denen am zweiten Tage ein Streit ausbrach, wobei die Polizei einschreiten mußte.

Meine Absicht war, über Berlin nach Schwiebus zu wandern, wo eine Tante von mir lebte. Als ich diesen Voratz mit einigen Kunden auf der Penne in Bergedorf besprach, erklärten mir diese, ich würde bei meiner Wanderung durch das Mecklenburgische kommen, wo es sehr heiß sei, und wo jeder Kunde Gefahr laufe, nach dreimaligem „Verschüttgehen“ in die „Schenigelswinde“ (Arbeitshaus) gebracht zu werden. Dieses Arbeitshaus war in Güstrow und war bei allen Kunden mit Recht gefürchtet, bestand doch damals dort noch eine Treitmühle, wie überhaupt in Mecklenburg zum Teil noch recht seltsame Zustände herrschen. Ich hörte bei dieser Gelegenheit, was ich später aus eigener Erfahrung bestätigen konnte, daß die Bevölkerung in Mecklenburg durchaus nicht übel ist, sondern den Kunden gern und reichlich „steckt.“ Dasselbe Entgegenkommen beweisen die Mecklenburger aber auch dem „Teckel“ oder „Klempners Karl“ (Gendarm), vor dem sie eine unbegrenzte Hochachtung haben, und dem sie in jeder Weise behilflich sind, wenn es gilt, einen Kunden „verschütt gehen“ zu lassen. Ich ließ mich durch diese Warnungen jedoch nicht abhalten, Mecklenburg mit einem Besuche zu beehren, und wanderte über

Lauenburg nach Ludwigslust, einem schönen freundlichen Städtchen, wo ich in der Herberge zur Heimat einkehrte. Die Herberge war eine christliche, was jedoch nicht verhinderte, daß sich unter den dort anwesenden Kunden auch ein Jude befand, der in der Fremdenstube so ungeniert Toilette machte, daß er vom Herbergsvater deshalb an die Luft gesetzt wurde. Der Jude erzählte mir, daß er nach Berlin wollte, und forderte mich auf, mit ihm zusammen zu reisen. Wir benutzten die Eisenbahn, nahmen aber nur Billetts bis zu der zweiten Station, fuhren jedoch noch eine Strecke weiter, bis mir diese Art des Reisens doch etwas zu gefährlich erschien, worauf ich ausstieg, während der Jude seine Fahrt fortsetzte. Eine solche Benachteiligung der Eisenbahn war damals, als es noch keine Perronsperre gab, möglich. Der Jude hatte mir übrigens, bevor ich ihn verließ, seine Berliner Adresse gegeben und mich aufgefordert, ihn in der Reichshauptstadt zu besuchen. Die Station, an der ich ausgestiegen war, war Wusterhausen; dort blieb ich über Nacht und wanderte am andern Tage weiter nach Friesack.

Von Friesack wanderte ich über Nauen, ein kleines, hochliegendes Städtchen, das wegen seiner vielen Windmühlen einen merkwürdigen Anblick gewährt, und von wo man schon ganz in der Ferne das Häusermeer Berlins liegen sieht, nach Spandau. Dort fand ich Arbeit in einer Holzhandlung, mußte von den Rähen Bretter tragen und erhielt den Tag zwei Mark fünfzig Pfennige. Hier sah ich auch den bekannten Juliussturm und dachte daran, wie angenehm es wäre, nur einen kleinen Teil von all dem Ries zu besitzen, der dort aufgespeichert ist. Nach einigen Tagen setzte ich meine Wanderung fort und gelangte über Charlottenburg nach Berlin. Hier löste ich zunächst mein Versprechen ein und besuchte den Juden, der bei seinen Eltern wohnte. Die Leute machten einen ärmlichen und nicht gerade saubern Eindruck, waren aber sehr freundlich und bewirteten mich mit kostlicherer Speise. Dann suchte ich die Herberge zur Heimat in der Drantienstraße auf, wo ich einige Tage blieb. Bei meinem Aufenthalt in Berlin ging ich auch eines Abends in das Asyl für Obdachlose und mußte mit etwa dreihundert andern unter Aufsicht einiger Schutzleute erst eine Weile im Hofe warten, bevor ich Einlaß fand. Das Asyl selbst erinnerte in seiner ganzen Einrichtung außerordentlich an das Leipziger. Über Köpenick, wo ich mich vergebens nach Arbeit umsah, Frankfurt a. D., wo ich einige Tage blieb, und Zülichau kam ich nach Schwiebus, wo meine Tante an einen Nagelschmied verheiratet war und in leidlichen Verhältnissen lebte. Es war gerade Sonntag Mittag, als ich dort ankam und sie besuchte. Es waren drei Söhne und eine Tochter im Hause; der älteste Sohn war ebenfalls Nagelschmied, der zweite war bei einem Maler und der dritte bei einem Barbier in der Lehre, die Tochter war Schneiderin und beschäftigte vier Lehrlinge. Meine Verwandten empfingen mich freundlich und bewirteten mich mit Schweinebraten, versprachen auch, Arbeit für mich zu suchen. Sie erlaubten nicht, daß ich in der Herberge blieb, sondern boten mir ein Quartier in der Dachkammer an, was mir sehr angenehm war. Der älteste Sohn machte sich sogleich auf den Weg, um meinen Berliner zu holen. Nach etwa acht oder zehn Tagen fand sich denn auch Arbeit für mich bei einem jungen Bäckermeister, der nicht verheiratet war. Ich erhielt die Woche 2 Mark 50 Pfennige, bekam recht schlechte Kost und mußte auf der „Beude“ (Baktrog) auf leeren Mehlsäcken schlafen. Zum Glück brachte mir die Tante ein Kopfkissen. Die Arbeit war nicht besonders anstrengend, aber es stellte sich auch hier wieder der große Nachteil heraus, der eine Eigentümlichkeit des Bäckergewerbes ist, daß nämlich in jeder Gegend die Zubereitung des Brotes auf eine andre Art gehandhabt wird. Der Bäckergehilfe ist deshalb gezwungen, in jedem Ort gewissermaßen „umzulernen.“ Sonntags brachten Privatleute dreißig bis vierzig Braten, die in den Backöfen geschoben wurden, und wofür jedesmal ein „Böhm“ (Groschen) gezahlt wurde. Dieses Geld floß in die Taschen der Angestellten, d. h. in die des Gehelfen und des „Stifts“ (Lehrling). Eines Tags brachte eine Frau auch einen Tierlechnam zum Braten, worin wir, obwohl der Kopf nicht mehr daransaß, einen

Hund erkannten, und den wir unter lebhaftem Protest zurückwiesen. Wie elend die Kost war, mag man daraus erkennen, daß eine Portion Reis zum Preise von sieben Pfennigen ausreichen mußte, fünf Personen zu sättigen, dazu gab es ein kleines Stück Rindfleisch, das in seinem Größenverhältnis der Reisportion entsprach. Infolgedessen gingen wir mit dem Backwerk nicht sehr schonend um, und es war Gebrauch geworden, daß das erste Blech Butterware in die Backstube flog, wo das Gebäck gleich in Butter gestippt und so schnell wie möglich verzehrt wurde. Zum Frühstück erhielten wir nur ein Butterbrot ohne Belag. Am Karfreitag erklärte mir der Lehrling, er wolle sich zu seinem Brot ein Stück Wurst holen, was mich auf den Gedanken brachte, zu meiner Tante hinüber zu gehn und mir ein Stück Speck geben zu lassen. Während wir beide nun unser auf diese Weise verbessertes Frühstück genossen, erschien der Meister, der ein strenger Katholik war, in der Backstube und machte uns wegen einer solchen Entheiligung des Karfreitags schreckliche Vorwürfe. Ich antwortete ihm ruhig: „Meister, ich esse Speck, wenn ich welchen habe, und esse keinen, wenn ich keinen habe, und im übrigen hoffe ich, daß mir dieser Speck hier gut bekommen werde.“ Da es, wie schon bemerkt, mit der Kost recht schlecht ausah, ging ich Mittags, wenn wir mit der Arbeit fertig waren, zu meiner Tante, die immer etwas für mich in Bereitschaft hatte. Dort blieb ich in der Regel bis Nachmittags vier oder fünf Uhr und unterhielt mich mit meiner Cousine und deren Lehnmädchen in der Schneiderstube. Dort ging es meist sehr lustig zu, und über dem gemeinsamen Gesang vergaßen wir oft, das Fenster nach dem Hofe im Auge zu behalten, durch das man die Kundinnen, die zum Anprobieren erschienen, kommen sehen konnte. Dann geschah es zuweilen, daß es für mich zu spät war, aus der Stube zu flüchten, weshalb ich ein Versteck hinter dem Ofen aufsuchen mußte. Dort blieb ich unbeweglich stehn, bis die Prozedur des Anprobierens erledigt war, was mitunter sehr lange dauerte.

Als die Bäume wieder grün zu werden begannen, packte mich die Wanderlust, und ich beschloß, mich irgendwo anders nach Arbeit umzusehen. Dabei hatte ich denn auch insofern Glück, als ich diesmal nicht lange zu suchen brauchte. Der frühere Besitzer der Bäckerei, wo ich noch tätig war, wohnte in demselben Hause und zog bald darauf nach Tschernow bei Küstrin. Er lud mich ein, wenn ich einmal von Schwiebus weggeh'n sollte, dorthin zu kommen und bei ihm einzutreten. Von dieser Einladung machte ich jetzt Gebrauch. Der Meister hatte außer seiner kleinen Bäckerei einen Gasthof, der mit Ökonomie verbunden war. Arbeit gab es nicht übermäßig viel, Kost und Behandlung waren gut, aber der Lohn war, wie dort in der Gegend allgemein, knapp. Ich blieb bis zum September und wanderte weiter über Küstrin, Frankfurt a. D. und Neubrandenburg nach Stralsund, machte einen Ausflug nach der Insel Rügen, wanderte dann über Demmin nach Stargard und ging dort „umschauen.“ Ein alter Meister, bei dem ich vorsprach, wollte mir das Verbandsbuch abnehmen, weil die Innung Lengenfeld zufälligerweise nicht auf seiner Liste stand. Ich erklärte ihm, das möge er ruhig tun, ich würde dann aber auf seine Kosten so lange dort liegen bleiben, bis ich das Buch zurückbekäme. Das wirkte. Der Meister rückte das Buch gleich wieder heraus und gab mir noch einen „Bleier“ (Groschen). Ich will nicht verhehlen, daß ich in Stargard auch wieder einmal „auf falschen Tappen ging“ und als Fleischergehilfe bei den Meistern vorsprach. Dabei sammelte ich im „Vagabundierbeutel,“ der unter dem Rocke getragen wird, eine Anzahl Wurststücke. Auf der Herberge saßen, als ich vom Umschauen zurückkam, ein paar „Tippelschicksen,“ d. h. berufsmäßige Begleiterinnen von Kunden. Die „Scheckse“ (Liebhaber) waren noch unterwegs, so teilte ich denn meine Beute an Wurst und Semmeln mit den beiden Schicksen. Die eine dieser Damen war schwanger, die andre, die sich durch eine rote Nase auszeichnete, war früher als Harfenmädchen gereist und hatte aus ihrer musikalischen Vergangenheit den Namen Harfenpaule beibehalten. Die erste der Schicksen nannte zwei Scheckse ihr eigen, einen „Pflanzer“ (Schuster) und einen „Lehmer“ (Bäcker), die Harfenpaule dagegen

mußte sich mit einem begnügen, der nicht einmal ganz komplett war, sondern einen Stelzfuß hatte. Später kam noch eine ganze Familie dazu, bestehend aus dem Scheck, der Schickse und zwei „Schrabinern“ (Kindern). Um sieben Uhr Abends „pökte“ (aß) die in der Herberge versammelte recht gemischte Gesellschaft Kartoffeln und Hering. Nach dem Essen räumten die Schicksen den Tisch ab, machten sich in jeder Weise nützlich und entfalteten häusliche Talente, die ich gar nicht bei ihnen erwartet hatte. Währenddessen stand der Lehmer am Ofen, wärmte sich seine Rückseite und schaute dem Treiben zu. Da erschien plötzlich Klempners Karl, der uns wider Erwarten nicht flegpte. Der Lehmer schien mit dem Vertreter der hohen Obrigkeit auf ganz vertrautem Fuße zu stehn, denn er begrüßte ihn mit den Worten: „Herr Wachtmeister, jetzt ist die Harfenpaule da, jetzt kann das Vergnügen losgehn.“ Der Gendarm streifte die Schicksen mit einem verachtungsvollen Blick, sagte: „Schöne Gesellschaft“ und zog sich in die Extrastube zurück, deren Tür er offen stehn ließ. Die Harfenpaule improvisierte ein Couplet, worin sie jedem der Anwesenden, den Klempners Karl nicht ausgeschlossen, eine Strophe widmete, was das steinerne Herz des Gendarmen so rührte, daß er der Sängerin ein „halbes Pfund“ verabfolgen ließ, das diese mit einem einzigen Zug in Sicherheit brachte. Als es nach dieser Abendunterhaltung zum Schlafen ging, mußten sechs der Kunden ihr Nachtlager in einem höher liegenden Raum aufschlagen, während die Scheckse mit ihren Schicksen auf Kauscher schlafen sollten. Der Lehmer, der nebenbei bemerkt keine Bienen oder deutsche Reichskäfer hatte und deshalb berechtigt war, in einem „Sänftling“ (Bett) zu „pennen“ (schlafen), wollte seine Angebetete mit hinauf nehmen, wogegen jedoch Einspruch erhoben wurde. Er verzichtete deshalb auf den Sänftling und bettete sich in Gesellschaft seiner Schickse und seines Nebenbuhlers auf Kauscher. Als ich am andern Morgen gegen sechs Uhr wieder in die Fremdenstube hinunterkam, war die ganze Gesellschaft schon verschwunden, und das Lokal gereinigt.

Im Mecklenburgischen traf ich einen Maler, der zugleich ein Meister des Gefangs war und uns die gemeinsame Wanderung mit „Schallern“ verkürzte. Wir gelangten zusammen nach Rostock und wollten von dort nach Warnemünde. Zufälligerweise trafen wir günstige Fahrgelegenheit, da am Hafen gerade ein Boot lag, das mit Ziegelsteinen beladen und nach Warnemünde bestimmt war. Der Schiffer, dem wir unsern Wunsch, nach Warnemünde zu fahren, vortrugen, war froh, auf seiner Fahrt Gesellschaft zu finden, und nahm uns umsonst mit. Was man gewöhnlich von einer Wasserfahrt behauptet, daß sie ein Vergnügen eigner Art sei, ließ sich von unsrer Fahrt durchaus nicht sagen. Das Boot, das unter Segel fuhr, war so schwer beladen, daß der Bord nur etwa zwei Hand hoch über das Wasser herausah. Dabei war es ein kalter, windiger Novembertag. Wir mußten vier Stunden lang unbeweglich sitzen, um jedes Schwanken des Bootes zu verhüten. Die Möwen kreisten schreiend über unsern Köpfen, und das Gefühl der Sicherheit wurde durch den Umstand, daß der Schiffer von Zeit zu Zeit eine der Bodenplanken öffnete und mit einem hölzernen Löffel das Wasser ausschöpfte, bei mir wenigstens nicht gerade gehoben. Als wir eine Weile gefahren waren, begegnete uns eine Anzahl von Fischerbooten, die bei Einbruch der Dunkelheit auf den Fang auszogen und mit uns in der landesüblichen Weise Grüße tauschten. Steifgefroren langten wir in Warnemünde an, wo wir in der wilden Heimat ein warmes Quartier und leidliche Beköstigung fanden. Der Penneboos verkürzte uns den Abend mit allerlei Geschichten, auf deren Vortrag er sich vorzüglich verstand. Am andern Morgen ging ich auf Umschau, zog aber schon Mittags in Gesellschaft des Malers nach Wismar und von dort am nächsten Tage nach Grevesmühlen.

Da ich inzwischen meinen Bagabundierbeutel verloren hatte, besetzte ich an der Innenseite des Rockes einen Strumpf, der sich vorzüglich zur Aufnahme der bei den Bauern „getalsten“ Eier eignete. Die Bauern geben dort in der Gegend den Kunden lieber ein Ei oder ein Stückchen Speck als einen „Pöcher“; daher

kam es, daß wir mit Eiern immer reichlich versorgt waren. Unterwegs bekam ich wegen irgendeiner Kleinigkeit, auf die ich mich nicht mehr besinnen kann, mit meinem Reisekollegen Streit und wurde dabei so wütend, daß ich meinen Strumpf hervorzog und ihm diesen samt dem Inhalte von etwa zwanzig Eiern so lange um die Ohren schlug, bis er aussah, als ob er im höchsten Grade die Gelbsucht hätte. Der Eiervorrat wurde jedoch, bis wir in Grevesmühlen anlangten, wieder so weit ersetzt, daß wir uns am Abend auf der Herberge Spiegeleier mit Speck machen lassen konnten. Am Montag früh wanderten sieben Kunden nach Schönberg, und ich folgte ihnen mit zwei andern, einem Tischler und einem Former, eine halbe Stunde später. Wir kamen durch Dörfer, und der Tischler machte den Vorschlag, ein paar „Kaffern zu fledern“ (Bauern anzubetteln). Das taten wir denn auch, als ich aber aus dem dritten Bauernhaus wieder herauskam, sah ich die ganze Gesellschaft, die vor uns ausgewandert war, zurückkehren. Ich konnte mir dies um so weniger erklären, als ich keinen Tackel in ihrer Gesellschaft zu sehen vermochte. Die sieben Kunden winkten mit ihren Stenzen und gaben uns Zeichen, daß wir ausreißen sollten, was wir aber nicht taten, weil wir nichts Gefährliches sahen. Als sie nahe genug bei uns waren, kam plötzlich ein Tackel zum Vorschein, der gebückt hinter den Kunden hergegangen war und hinter diesen gewissermaßen Deckung gesucht hatte. Er flegte uns und erklärte uns für arretiert, wobei er uns in einen Krug führte und von dort aus bei den geflederten Kaffern Erkundigungen einzog. Dann brachte er uns neun nach Grevesmühlen auf das Amtsgericht, wo wir einem Verhör unterworfen und zu drei Tagen Haft verdonnert wurden. Das „Kittchen“ (Haftlokal) war offenbar neu. Es war mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet und hatte sogar Gasbeleuchtung und elektrische Klingel. Der Aufenthalt dort war ganz angenehm, und die Kost ließ, was Qualität und Quantität anlangte, nichts zu wünschen übrig. Nachdem wir entlassen worden waren, faßten wir den Entschluß, Mecklenburg so bald wie möglich zu verlassen, besuchten noch Schönberg, wo wir eine Nacht blieben und nur die Krauterer stießen, und wanderten von dort weiter auf Lübeck zu. Unterwegs kamen wir durch das Dorf Schlutup, das an einer Meeresbucht liegt und hauptsächlich Bücklingsräucherei betreibt. Wir, d. h. meine drei Wanderkollegen und ich, hatten von diesem Orte schon in Schönberg gehört und ebenso von dem Brauche der Schlutupper, die Kunden mit frisch geräucherten Bücklingen zu beschenken. Wir verabredeten deshalb, daß jeder eine bestimmte Anzahl der fünfundsreißig Räuchereien vornehmen und sein Glück versuchen sollte. In diesen Räuchereien waren durchschnittlich zehn bis zwölf Frauen damit beschäftigt, die rohen Fische, eine Art Hering, in einem großen Wasserkübel mit dem Besen durcheinander zu rühren und sie auf diese Weise oberflächlich von Schmutz und Schuppen zu reinigen. Dann wurden die Fische an dünne eiserne Stäbchen gereiht und in besondern Räumen über dem mit grünen Fichtenreisern unterhaltenen Feuer geräuchert. Ich bekam in jedem Hause etwa ein halbes Duzend warme Bücklinge, die man mir in Strohpapier wickelte, sodaß ich beim Verlassen des Dorfes nicht nur meinen Berliner und meine Taschen mit Fischen gefüllt hatte, sondern auch noch einen ansehnlichen Pack im Arme trug. Meine Wanderkollegen hatten eine eben so reiche Ernte gehabt, und wir konnten nicht nur bis nach Lübeck hinein von unsern Vorräten zehren, sondern auch dort noch eine große Menge verkaufen.

Von Lübeck ging es über Kiel, Eckernförde und Schleswig auf Husum zu. Es war kurz vor Weihnachten, und das Wetter war so schlecht, wie ich es selten erlebt habe. Ich mußte in einem Dorfe über Nacht bleiben und den nächsten Tag bei ununterbrochnem Regen und Schnee meine Wanderung fortsetzen. Abends gegen zehn Uhr kam ich in Husum an, ging auf die dortige Penne und bemerkte zu meinem Schrecken, daß meine Stiefel in Folge der Nässe aufgeplatzt waren. Überhaupt war ich naß bis auf die Knochen, und es dauerte eine ganze Weile, bevor ich mich mit Soruff und einem soliden „Pikus“ (Abendessen) wieder einigermaßen

restauriert hatte. Wir schliefen zu zweit in einem leidlichen Bett. Als ich am andern Morgen auf die Fahrt gehn wollte, bekam ich die völlig zusammengeschrumpften Stiefel nicht an die Füße, ich fand aber zum Glück ein Paar Holzpantoffeln, mit denen ich dann loszog. Nach einer Weile erhielt ich von einer mildtätigen Seele ein Paar Stiefeletten, die allerdings weder neu noch in gutem Zustande waren, aber meiner äußern Erscheinung doch ein vorteilhafteres Aussehen gaben als die Holzpantoffeln. Über Flensburg wanderte ich nach Tondern, wo ich am Weihnachtstagabend anlangte. Ich beschloß, aus der freundlichen Feststimmung, in der nach meiner Überzeugung besonders die Ladeninhaber gerade leben mußten, Kapital zu schlagen und begann sofort damit, die Läden zu stoßen. Am Abend fand auf der Herberge zur Heimat eine Bescherung statt, wobei es warmes Abendbrot, eine Mütze, ein Paar Strümpfe, ferner freies Nachtquartier, ein Glas Bier und am andern Morgen Kaffee gab. Am zweiten Feiertag früh wanderte ich weiter nach Lügumkloster. Dort erhielt ich von einer Witwe, die allem Anschein nach ihren Seligen noch nicht lange begraben hatte, ein Paar schöne „Trittchen“ (Stiefel), die nur den einen Fehler hatten, daß sie für meinen Fuß zu schmal waren. Da ich auf diese Gabe unter keinen Umständen verzichten wollte, der Witwe aber daran lag, sich davon zu überzeugen, daß mir die Stiefel paßten, so setzte ich mich hin und probierte sie an. Ich hatte die größte Schwierigkeit, den Fuß hineinzubekommen, verbiß aber standhaft meine Nalgen und gab mir Mühe, möglichst erfreut und beglückt auszufehen, was auf meine Wohltäterin allem Anschein nach den besten Eindruck machte. Als ich mich unter Schmerzen aufrichtete und meinem Danke Ausdruck verlieh, sagte die brave Frau: „Es freut mich, daß sie Ihnen so gut passen, vertragen Sie sie in Gottes Namen.“

Nach diesem erfreulichen Ergebnis meiner Fahrt beschloß ich, den Rest des Tages zu feiern, holte mir noch ein Fläschchen Fischtran und versuchte auf der Herberge, meine Stiefel durch gehöriges Einschmieren dehnbar und passender zu machen, was leider nicht in dem gewünschten Maße gelang. Trotzdem zog ich sie am andern Morgen an, ließ meine Stiefeletten unter der Bank stehn und wanderte in Gesellschaft eines Fleischers, eines Kaufmanns und eines Kellners auf Apenrade zu. Wir mochten etwa zehn Minuten unterwegs gewesen sein, als ich zu der Einsicht kam, daß ich mit meiner engen Fußbekleidung nicht recht fortkäme. Ich zog die Stiefel deshalb aus, fand, daß an meinen Füßen schon eine Blase an der andern saß, und lief trotz der Dezemberkälte barfuß weiter. Da ich in diesem Zustande sehr benützenswert ausjah, machte ich meinen drei Begleitern den Vorschlag, wir wollten immer zu vieren die „fetten Kaffern“ (reichen Bauern) stoßen, die dort in der Gegend auf ansehnlichen Gütern wohnen. Diese Spekulation erwies sich als richtig, wir erhielten überall mindestens zwanzig „Poscher“, außerdem reichliches Essen und fast überall einen „Kump“ mit selbstgebrautem Bier. Unsere Absicht, Apenrade an diesem Tage noch zu erreichen, ließ sich nicht verwirklichen. Wir mußten in Rotenkrog im Dorfgasthof übernachten. Wir aßen und tranken dort gut, und ich hatte zum erstenmal Gelegenheit, die Leute dänisch sprechen zu hören. An einem der Nachbartische saß ein Bauer, der sein Bier trank. Einer meiner Begleiter, der Kaufmann, sagte mir, ich solle, wenn der Bauer das Glas zum Munde führe, laut das Wort „Skaal“ (Prosit) hinüberriesen, was ich auch tat. Der Bauer freute sich über diese Aufmerksamkeit sehr, erwiderte mit dem dänischen Sprüchlein: „Min Skaal, din Skaal, alle smukke Pigers Skaal!“ (Mein Wohl, dein Wohl, aller schönen Mädchen Wohl) und zahlte für jeden von uns ein Glas Bier. Am andern Morgen talkten wir zunächst das Kaff ab und kehrten in den Krog zurück, wo ich beobachtete, wie sich ein Bauer Kaffeepunsch bestellte und mit sichtbarem Behagen trank. Da ich neugierig war, dieses mir noch unbekanntes Getränk kennen zu lernen, bestellte ich ebenfalls Kaffeepunsch, der mir allerdings nicht gerade angenehm mundete. Es war eine Mischung von einem Drittel sehr starkem schwarzem Kaffee mit Zucker und zwei Dritteln Schnaps.

In Apenrade fand ich sogleich Arbeit bei drei Mark Wochenlohn; die Arbeit war nicht sehr schwer, aber für mich wieder völlig neu. Ich lernte hier zuerst den niederdeutschen Schwarzbrotteig machen, der nicht wie bei uns aus reinem Mehl, sondern aus geschrotetem Korn und aus Mele hergestellt wird. Die Brote, die daraus geformt werden, wurden auf zwei Seiten mit Öl bestrichen und dicht zusammen auf den Schieber gelegt. Vorher war der Ofen ringsherum mit Backscheiten belegt worden, die ebenfalls mit Öl bestrichen waren, damit die Brote nicht an den Wänden des Ofens kleben blieben. Außerdem wurde auch weiße und sogar Konditormare gebacken, die sich natürlich in Form, Herstellungsart und Bezeichnung wesentlich von dem unterschied, was ich bisher kennen gelernt hatte. Der Meister war ein Däne, der nur gebrochen Deutsch sprach, aber ein braver Mann war. Er legte mir besonders eine Lebensregel ans Herz, die ich nie wieder vergessen habe, sie lautet: Hab und Gut kann einem genommen werden, aber was man gelernt hat, das hat man als sichern Besitz.

Vom Fenster der Backstube aus konnte ich bis hinab auf die Schiffswerft sehen, die etwa fünfundzwanzig bis dreißig Meter unter uns in der Tiefe lag. Um so mehr erstaunte ich, als mir der Meister in der Backstube dicht unter der Decke eine Wasserstandsmarke zeigte, die angab, bis wohin die große Sturmflut des Jahres 1876 gedrungen war. Am Vormittag des Silvestertages sagte mir der Meister: Geselle, heute Mittag gibts nichts zu essen! Ich erwiderte: Ich werde schon sehen, wie ich auf meine Kosten komme. Es gab auch keine Besper an diesem Tage, und ich legte mich mit gemischten Gefühlen zum Schlafen nieder. Gegen sechs Uhr wurde ich geweckt und in die Wohnstube gerufen. Nachdem ich mich gewaschen und angekleidet hatte, ging ich hin und erstaunte über die reichbesetzte Tafel, an der ich mich zur Seite des Meisters niedersetzen mußte. Da gab es eine Menge guter Gerichte, von denen mir namentlich ein schöner Fisch und ein Stück geräucherter Schweinskopf mit Braunkohl in der Erinnerung geblieben sind. Der Meister schenkte mir den Kopenhagner Schnaps aus einer großen Wasserkaraffe ein, und so tafelten wir unter lebhafter Unterhaltung etwa eine Stunde lang. Als sich nach Tisch das Dienstmädchen in feierlicher Weise bei dem Meister bedankte, folgte ich ihrem Beispiele. Wir blieben bis halb zwölf in der Nacht sitzen und unterhielten uns mit Kartenspielen, dann gingen wir alle zusammen auf den Marktplatz, in dessen Mitte ein Pechfaß brannte, und wo eine dichtgescharte Menschenmenge den Anbruch des neuen Jahres erwartete.

Da meine Hausgenossen nur Dänisch sprachen, mußte ich wohl oder übel ebenfalls Dänisch lernen, was mir jedoch keine große Mühe machte. Meine freie Zeit verwandte ich auf Spazierengehen in der Stadt, wo mich namentlich der große Warenpeicher sowie die Schiffswerft, wo immer einige Schiffe im Dock lagen, interessierten. Ich meldete mich auch zur Stammrolle an. Als das Frühjahr wieder herankam, machte sich aber wieder der alte Wandertrieb bei mir bemerkbar. Ehe ich aber von Apenrade wegkam, erkrankte ich am „Barrach“ (Kräze) und ging in die „Teewinde“ (Krankenhaus), wo ich drei Tage blieb und dann als geheilt entlassen wurde. Ich traf dort etwa acht Kranke, unter denen ein lustiger Kupferschmied war, der die ganze Gesellschaft mit seinen Späßen unterhielt. Als ich kaum wieder zuhause war, stellte sich heraus, daß die Kur doch nicht die gewünschte Wirkung gehabt hatte; ich ging deshalb auf weitere drei Tage hin und war der einzige Patient in der sogenannten Kräzestube. Dort war es außerordentlich schmutzig, besonders das Bett ließ, was Reinlichkeit anlangte, alles zu wünschen übrig. Das Kopfkissen blieb, wenn man die flache Hand darauf legte, daran kleben. Die Kur war recht einfach: ich bekam ein kleines Gläschen mit einer flüssigen Salbe, mit der ich den ganzen Körper möglichst oft einreiben sollte. Dazu reichte nun freilich der Inhalt der Flasche nicht, und nach der ersten Einreibung war das Medikament verbraucht. Am dritten Tage mußte ich ein warmes Bad nehmen, und damit war die Kur beendet. Ich vertrieb mir in der Kräzestube die Zeit mit Lesen und Rauchen.

Als ich nun endlich geheilt war, verließ ich die Stellung bei meinem Meister und machte, um die vierzehn Tage, die mir bis zu meiner Musterung beim Militär, die Mitte April stattfinden sollte, zu benutzen, einen Ausflug nach der Insel Alsen.

Auf Alsen besuchte ich zunächst die Stadt Sonderburg und verbrachte dort einige Tage in der Herberge zur Heimat. Zufällig traf ich hier einen Schulkameraden, der dort als Fleischer in Stellung war und mich öfters mit frischer Wurst versorgte. Als ich am Strande spazieren ging, bemerkte ich auf dem Wasser eigentümliche glasartige Tiere von weißer und roter Farbe, die vermutlich Quallen gewesen sind. Eines Tags machte einer meiner Reisekollegen, der in Sonderburg Bescheid wußte, den Vorschlag, einmal in der Kaserne zu „picken“ (zu Mittag zu essen). Natürlich hätte uns der Posten, der vorn am Eingang stand, nicht passieren lassen, wir gingen deshalb zum Strande hinunter, schlüpfen durch ein Loch im Gartenzaun des ziemlich verwilderten Gartens und gingen von dort aus gleich in die Kasernenküche. Im Garten stand eine Eiche, an deren Stamm ein Schild befestigt war, das die Aufschrift trug: „Hier wurde König Christian der Zweite gefangen gehalten.“ In der Kaserne wurden wir zunächst von einem Unteroffizier angeschnauzt, bekamen aber dann doch noch unser Mittagessen, das aus dicken Erbsen mit Speck bestand. Am andern Morgen, als ich gerade „auf der Fahrt“ war und in ein Haus gehn wollte, begegnete mir auf der Hausflur ein dunkel gekleideter Mann, der mich erst scharf ansah und dann in ein großes Zimmer führte, dessen einziger Schmuck in eingerahmten Bibelsprüchen bestand. Der Mann stellte mit mir ein Verhör an, wobei er fragte, wo ich eingekehrt sei, ob ich an Jesum Christum glaube, ob ich zu beten pflegte, setzte sich dann, als ich diese Fragen zu seiner Befriedigung beantwortet hatte, an einen Tisch und schrieb einen Zettel, den er mir samt einem Neuen Testament überreichte. Auf dem Zettel standen die Worte: „Überbringer ist bis morgen früh auf meine Rechnung zu verpflegen.“ Mit diesem Zettel begab ich mich auf die Herberge und hörte dort, daß mein Wohltäter ein Baptift sei, zu dessen Bekanntschaft mir der Herbergsvater gratulierte. Ich bekam nun Mittagessen, Kaffee, Bier und Abendbrot, spielte mit dem Herbergsvater Dame, wohnte der Andacht bei und schlief auf einem Sack, der anstatt Stroh Buchweizenstreu enthielt.

Von Sonderburg reiste ich nach Augustenburg, wo ich eine sehr gemüthliche Herbergsmutter antraf, mit der ich den ganzen Nachmittag Sechszwanzig spielte. Sie gewann mir nicht nur meine geringe Barschaft ab, sondern — was ich zu meiner Schande gestehn muß — auch das Neue Testament meines Wohltäters aus Sonderburg. Ich blieb dort drei Tage und zog weiter nach Norburg, von wo aus ich ein Kommando (Abstecher oder Ausflug) auf die Halbinsel Rekenis unternahm, wo ich nur einen einzigen Bäcker antraf. Auf der Halbinsel liegen zwei Dörfer, deren Kässern sehr gut steckten (schenkten), weil sie wenig besucht wurden. Als ich mit einem Reisekollegen die Halbinsel wieder verließ, wurde ich von einem reitenden Teckel gefleppt, der sich dann auch erkundigte, was ich auf Rekenis gemacht hätte. Ich erklärte ihm, ich hätte dort einen Meister besucht, und so ließ er mich denn, da ja auch meine Papiere in bester Ordnung waren, meines Weges ziehn. Wir trieben uns nun noch einige Tage auf Alsen umher und ließen uns dann von Norburg aus übersetzen.

In Apenrade ging ich zur zweiten Stellung und traf bei dieser Gelegenheit Landsleute aus Sachsen. Ich wurde zur Feldartillerie überschrieben — eine Waffe, zu der ich wenig Neigung hatte. Als die Untersuchung vorüber war, und ich meine Kleider wieder anziehen wollte, sah ich zufällig, wie einer in den Taschen meiner Hose herumsuchte. Ich machte mit ihm kurzen Prozeß, schlug ihm ein paar herunter und überlieferte ihn dem Teckel, der ihn mitnahm.

Ich ließ Doffer, Berliner und Stenz in Apenrade bei dem Meister, wo ich gearbeitet hatte, und wanderte in vier oder fünf Stunden nach Hadersleben. Als ich dort angekommen war, merkte ich, daß ich wieder den Barrach hatte, ging des-

halb gleich zur Polizei und meldete mich, worauf ich zum Arzt und dann ins Krankenhaus geschickt wurde. Der Krankenpfleger, der mich dort behandelte, war ein gelehrter Kaufmann; er fragte mich, ob ich im Krankenhaus übernachten wolle, was ich bejahte. Die Bettwäsche war beinahe noch schmutziger als in Apenrade, was ich mir nur damit erklären kann, daß sich selten jemand zum Waschen dieser Krätzstubenwäsche bereitleben läßt. Am Abend brachte mir der Pfleger ein belegtes Butterbrot mit Milchtee und am andern Morgen in der Frühe Kaffee. Dann nahm er eine Blechschüssel mit Seife unter dem Bett hervor und schmierte mich von Kopf bis zu Füßen damit ein. Darauf mußte ich in der Küche ein heißes Bad nehmen, und zwar in Gegenwart der Köchin, die aber an solche Schauspiele gewöhnt zu sein schien. Nach dem Bade wurde ich in eine wollne Decke gewickelt und mußte wieder die Treppe hinauf in mein Bett. Dort wurde ich mit einem Präparat eingerieben, dessen Hauptbestandteil Schwefelblüte zu sein schien. Ich wurde nach dieser Prozedur rotgelb und kam mir vor wie ein Indianer. Dann ging es wieder in ein heißes Bad, wobei mir die Haut stellenweise in Lappen abfiel. Damit war die Kur beendet. Ich fand meine Stiefel frisch geschmiert vor und wurde um neun Uhr entlassen. Das Merkwürdigste dabei war, daß die ganze Behandlung nicht umsonst erfolgt war, sondern daß das Honorar dafür später von meinen Eltern erhoben wurde.

Nach meiner Heilung wanderte ich weiter nach Christiansfeld, der letzten deutschen Stadt vor der dänischen Grenze. Dort traf ich drei Kunden, die nach Dänemark wollten und mich veranlaßten, mitzureisen. Als wir dieses Projekt in der Fremdenstube besprachen, sagte der Herbergsvater sehr bestimmt: Ihr kommt nie nach Dänemark. Trotz dieser Warnung reisten wir alle vier ab, wurden aber an der Grenze angehalten und nach unserm Reisegelde gefragt, da in Dänemark die Bestimmung besteht, daß jeder, der in das Land will, zwanzig Kronen haben muß und gezwungen ist, sich an der Grenze ein Aufenthaltsbuch zum Preise von fünfundzwanzig Ore zu kaufen. Natürlich hatte keiner von uns zwanzig Kronen, meine drei Reisekollegen mochten im besten Falle jeder eine Mark bis eine Mark fünfzig Pfennige haben, und ich, der ich über zwei harte Taler verfügte und geglaubt hatte, daß hierfür ganz Dänemark zu haben sei, war am meisten enttäuscht. So blieb uns also nichts andres übrig, als unsern Vorrat zunächst aufzugeben und nach Christiansfeld in die Herberge zurückzukehren, wo uns der Herbergsvater mit Lachen empfing. Der Aufenthalt dort war für meinen Beutel nicht gerade vorteilhaft, denn ich verspielte noch an demselben Abend einen von meinen beiden Talern.

(Fortsetzung folgt)



Herrenmensch

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)



oktor Ramborn hatte wirklich, wie er sich neulich auf dem Eise vorgenommen hatte, ein Fischgeschäft errichtet. Er hielt sein Wort und kaufte alle Fische auf, die die Kupscheller nicht anders kaufen wollten als im Ramsch und unter Vermittlung des Brauntweins. Kondrot war der Geschäftsentant. Er kaufte die Fische ein und fuhr die Ware übers Eis nach Straußbeck und von da mit der Bahn nach N. Dabei kam es den Fischern nicht darauf an, ihren Wohlstand zu betrügen, wo sie konnten, in der Meinung, daß ein richtiges Handelsgeschäft nur im Betrügen und